

Verlag Bibliothek der Provinz

Der Titel „Kleider des Himmels“ als poetisches Bild für die Wolken ist eine Entsprechung für die schwankende Stimmungslage von Agnes, der Protagonistin des Romans, die in den kurzen Pausen zwischen den Katastrophen ihr Fortkommen sucht.

Für Agnes sind die „Kleider des Himmels“ der Sehnsuchtsort, eine wirkungsmächtige Zufluchtsstätte: „Manchmal wünsche ich mir so sehr, dass mich eine der Wolken dort oben still und leise fortträgt...“

Dieses „Dokument“ einer Frau und Gattin „mit schönen glänzenden dunklen Augen“, die vergeblich versucht ihr Leid dadurch erträglicher zu machen, dass sie sich mitunter einen sanften Tod erhofft, der sie aller bangen Sorgen entledigt, soll das Dasein in einem Licht schildern, das nur noch in ihren Wachträumen seine einstige (kleinbürgerliche) Pracht entfalten kann.

Die beiden „gebrochenen“ Frauen, Helene (Mutter von Martin, dem Gatten) und – ungleich mehr – Agnes (Mutter der beiden Kinder Paul und Regina, sind Menschen, die sich ihrer misslichen Lage zwar bewusst sind, aber einfach zu wenig Kraft und mangelnde Unterstützung haben, um ihre Last abzuschütteln und der seelischen Bedrückung und ihrer „Prädestination“ halbwegs unbeschadet zu entkommen.

Paul und Hanna, die jungen Liebenden des Romans, selbst zugleich Getriebene und Opfer, leben das aus bzw. führen fort, was sie als „Idealzustand“ einer Beziehung jeweils vorgelebt bekommen; und ihnen gelingt es auch als Studierende nicht, sich der Fesseln gesellschaftlicher Konventionen zu entledigen. So setzt sich unter umgekehrten Vorzeichen fort, was sie von ihren Eltern „erbt“ haben.

Arnulf Ploder

KLEIDER DES HIMMELS

Roman

lektoriert von Erika Sieder

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-951-8

© Verlag Bibliothek der Provinz, 2020

A-3970 WEITRA · +43 (0) 2856 3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung: © Jutta Schneeweiß

Arnulf Ploder
KLEIDER DES HIMMELS

Roman

Inhalt

<i>Eins</i> DIE TÜR WIRD ZUGEFALLEN SEIN	Seite 9
<i>Zwei</i> ALS HANNA IN DAS ZIMMER GEKOMMEN IST	Seite 77
<i>Drei</i> AGNES	Seite 118
<i>Vier</i> UM DER WELKEN KÖPFE DER ROSEN WEGEN	Seite 137
<i>Fünf</i> DEM BLÜTENSATZ NACH	Seite 206
<i>Sechs</i> HELENE	Seite 244
<i>Sieben</i> VOR DEM SPIEGEL DER PSYCHE	Seite 270

Agnes war heillos fremd. Mit Paul und Regina an der Hand machte sie eine erste Erkundung. Über den Hinterhof und den Durchlass eines Bäckerreigebäudes kamen sie auf eine belebte Gasse mit kleinen Geschäften, dann zu einem Kirchenvorplatz, von wo sie über die Brücke in das Stadttinnere hinein blickten. Weiter ging Agnes mit den Kindern nicht. Sie fürchtete, nicht mehr zurückzufinden.

Aulitz kannte sie nur aus Martins Erzählungen bei seinen Besuchen am Wochenende, aus seinen Briefen und Ansichtskarten, aus denen sie den Kindern vorgelesen hatte. In der Stadt sei der italienische Einfluss deutlich spürbar, die Menschen seien hier aufgeschlossener und freundlicher, Lebensmittel und Getränke allerdings teurer.

Vom Büro heimgekommen, schob der Vater die Vespa gleich in eine jener Boxen an der Rückseite des Garagentrakts. Die Stadt gefalle ihr sehr gut, vor allem ihre Lage an einem Fluss, meinte Agnes.

Was sie übrigens dazu sagten, wie genau Sitzbank, Tisch und Kredenz in die Küche passten? Dabei habe er es damals alles nur nach Augenmaß ausgesucht. Jetzt fehlten nur mehr die Vorhänge.

„Ich bin aber noch nicht dazugekommen sie zu nähen“, entschuldigte sich Agnes. „Zuerst muss ich mich noch in der Umgebung zurechtfinden, einmal alles Notwendige einkaufen und überhaupt schauen, wo die einzelnen Geschäfte liegen und man günstig einkaufen kann.“

„Wenn Du billigeres Obst und Gemüse haben willst, ich kenne da eines, in dem ich Dir alles besorgen kann ... Übrigens, probier einmal das Rollo!“

Agnes ruckte mit der dünnen Leine, die durch ein Loch im unteren Fensterstock zur hellgelben Vorhangbahn führte. Zwischen den doppelten Glasscheiben schoss das Rollo fauchend nach oben, die hinterher schlängelnde Schnur peitschte mit der Plastikglocke knallend gegen Fensterbank, Rahmen und Glas. Tock!

„Zu heftig“, sagte Martin, der um den Tisch herumkam, die hellgelbe Kunststoffbahn wieder herabzog, um an ihr zu zupfen und die Schnur durch die Finger gleiten zu lassen. Auf halber Höhe blieb sie stecken. Er zügelte sie nochmals, sodass sie zurückfederte und sich an der Welle oben vollends aufspulte. „Man kriegt aber recht schnell ein Gefühl dafür.“

Die Ellbogen auf die Fensterbank gestützt, schaute die junge Frau in den Hof. Wer von den Erwachsenen und Kindern unterhielt sich mit wem und gehörte zu wem? Wer in den Fenstern oder auf den Balkonen des anderen, im rechten Winkel angebauten Hauses der neuen Siedlung stellte sich als der neue Nachbar heraus? Sie wandte sich ab, um in die Küche zu gehen. Während die aus dem Backrohr gezogene Mehlspeise abkühlte, beobachtete sie die Leute im Hof, die zusammenstanden und redeten und ihre Blicke bald dem Mann zuwenden würden, der den Durchlass herein an ihnen vorbei zu den Abstellboxen kurvte und, nachdem er die Vespa in den Stand gehebelt hatte, sie hoch oben in einem der Stockwerke ausmachen konnte.

Am späten Nachmittag standen sie zu dritt im Vorzimmer. Mit einem Stanley-Messer schnitt Martin, vom Büro inzwischen umgezogen, seidig schimmerndes Holzfurnier zurecht und leimte es auf Bretter, die sich einmal zu einer Kommode fügen sollten.

„Die Axt im Haus erspart den Zimmermann“, erklärte er.

„An Dir ist wirklich ein Handwerker verloren gegangen“, sagte Agnes.

Auf seine Anweisungen reichte sie ihm das nötige Werkzeug oder hielt ein Holzende, immer darauf bedacht, nicht zwischen ihm und der Deckenlampe zu stehen. „Du bist schon wieder im Licht“, versetzte er mit Schatengeschwindigkeit.

„Weißt Du, wer die besten Bastler waren? Er gab sich selbst die Antwort: „Die Chirurgen. Der Dr. Sauerbruch etwa war ein hervorragender Tischler. Der hat Einlegearbeiten gemacht, Intarsien, dass selbst die Fachleute gestaunt haben. Aber sehr viele andere waren es auch. Die haben Werkstätten gehabt, wo sie in der Privatzeit, ich weiß nicht was alles hergestellt haben. Wenn wir früher mehr Geld gehabt hätten, wäre ich Chirurg geworden. Ich habe an der medizinischen Fakultät bereits inskribiert gehabt, mir aber das Studium nicht leisten können. Schon allein die Bücher hätten den Monatslohn eines Arbeiters gekostet, dazu wären noch die medizinischen Instrumente gekommen. Nach einer schlaflosen Nacht habe ich mich schweren Herzens auf Wirtschaft umgeschrieben.“

Übrigens, sagte der Vater, wenn er jetzt den Kurs „draußen“ in Graz habe, werde er wieder einmal seinen früheren Friseur aufsuchen. Der habe ihm immer den besten Rasiermesserschnitt gemacht. Er sei zwar teuer, aber dafür halte der Schnitt länger, und also gleiche es sich wieder aus. Den Zug zurück erreiche er allerdings nicht mehr. Er nehme dann für die Nacht ein Dienstzimmer und komme erst zu Mittag heim.

Vielleicht habe sie noch keine rechte Vorstellung von der Größe der Stadt, sagte Agnes eines Nachmittags und bat Paul, unter den Schulsachen nach dem Stadtplan zu suchen. Ihrem Gefühl nach müsste der Vater nämlich schon wieder zurück sein. Sie faltete den Plan auseinander, an dessen Unterseite sie Tuchleinen geklebt hatte, damit er nicht so bald an den Faltnlinien riss, und suchte nach der Straße des Obstgeschäfts. Anhand des verzeichneten Maßstabs versuchte sie die Entfernung auszurechnen, und die Zeit, die man mit einer Vespa dafür brauchte. Regina am Fenster meldete, dass er gerade durch den Hof fahre. „Erzählt lieber nichts davon“, erklärte Agnes. Dass an den Karotten sowie den Karfiol- und Salatköpfen, die er aus dem Zeitungspapier wickelte und ausbreitete, noch Erdklumpen hafteten, wunderte sie: Wie sie selbst noch in einem Geschäft gearbeitet hatte, hätte sie nie Gemüse in solchem Zustand verkaufen dürfen.

Neu waren für sie schon die weißen Türen gewesen, die Möbel, die Couch, der schwarze Tisch mit Glasplatte und geschwungener Kante, ein sogenannter Nierentisch, wie Martin sagte, die rosa und blau bespannten, glänzenden Oberflächen der Sessel in der Küche, in die Regina und Paul im ersten Morgenlicht gespäht hatten, die Badewanne ebenso weiß wie das Waschbecken, der schwarz-weiß gesprenkelte Terrazzoboden des Vorzimmers und das helle Schnarren der Türglocke – auf das hin Agnes, „Wer kann das sein?“, fragte und Martin seine Tochter aufforderte: „Geh nachschauen!“

Ihre leise Stimme war undeutlich zu hören, dann sah Regina wieder zu ihnen herein und zur Seite weichend auf jemanden, der sich durch das Vorzimmer näherte. „Sag schon, wer ist es denn?“, fragte Agnes.

An Reginas Stelle trat eine fremde blonde Frau in die Tür und entschuldigte sich für die Störung. Sie bringe nur die Bücher vorbei. „Welche Bücher?“ – Der erstaunten Mutter erklärte der Vater: „Die für Ina.“ Ob sie denn schon vergessen habe, dass sie ihm eigens eine Bücherliste mitgegeben und gebeten habe, sie für Ina zu besorgen. Martha, so stellt er die Frau vor, sei eine Kollegin von ihm. Ihre Schwester arbeite in einer Buchhandlung und habe das Gewünschte zusammengesucht. Agnes sagte, sie habe geglaubt, er selbst würde sie besorgen, und nahm die eingepackten Bücher fast widerwillig entgegen, darüber hinaus auch den Zettel mit ihrer eigenen Handschrift.

„Alles war aber nicht vorrätig“, sagte die Frau. „Dann nimm die Liste gleich wieder mit!“, forderte der Vater sie auf. Agnes lud sie ein zu bleiben.

Frau Martha entschuldigte sich: „Ich werde schon zu Hause erwartet. Wenn es recht ist, bringe ich aber die noch ausstehenden Bücher auch vorbei!“

„Sperr die Tür zu!“, rief der Vater zu Regina ins Wohnzimmer.

Neu waren auch die Lichtschalter, die in der Dunkelheit blässgelb zu schimmern begannen. Wie der Eiter eines entzündeten Fingernagelbetts, des sogenannten Fingerwurms. „Sie fluoreszieren“, erklärte der Vater. Schon ein schmaler Lichtstreifen unter der Tür löschte allerdings die weißgrüne Färbung des Schalters wieder.

„Viele glauben, dass sie Kosten sparen, wenn sie beim Verlassen eines Zimmers das Licht jedes Mal ausschalten“, sagte Martin. „Das ist ein Irrglaube. Das Licht brennen zu lassen verbraucht weniger Strom.“

Martin holte seine Vespa aus der Box, Agnes saß hinter ihm, quer zur Fahrtrichtung, beide Beine parallel leicht angewinkelt über die bauchige Flanke des Motorrollers geschlagen, in jener Körperstellung, mit der sie früher, gleichsam auf dem Sprung, in Klarbach am Ende der Küchenbank gesessen war. Die Hände den Hüften des Fahrers aufgelegt, hielt sie sich im Gleichgewicht, während er die erste Kurve nahm, zum Durchlass einschwenkte, um mit ihr erstmals die Stadt zu umrunden.

In Klarbach saß sie stets nur an der Kante der Eckbank, die Füße nie zu den anderen unter den Tisch, sondern außerhalb davon gestellt. „Komm herbei, sitz nicht so halb da!“, hatte Helene, Martins Mutter, jedes Mal ausgerufen.

Die da unten hatten aber keine Ahnung, dass Paul über ihnen am Fenster stand und hinaus auf den Vorgarten und die knochenbleiche Gasse sah. Die Finsternis des Zimmers im Rücken ließ ihn vor Grauen zappeln. „Mama!“, rief er in die Nacht hinaus, so lange, bis er ihre Schritte die Holzterrasse heraufkommen hörte. Agnes brachte ihn an der Hand unter beschwichtigendem Zureden wieder zu Bett. „Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, ich bleibe jetzt bei Dir, bis Du eingeschlafen bist, und wenn ich wieder für eine Weile hinuntergehe, werde ich für Dich in der Küche das Licht brennen und die Tür einen Spalt offen lassen.“

Mitten in der Nacht hatte Paul im Ohr, dass Martin nicht hier war, schob es auf einen Traum, hätte nicht Agnes, vollkommen angekleidet, im erleuchteten Vorzimmer gesagt, dass sie jetzt einmal auf dem Bahnhof nach ihm suchen werde. Die Morgenhelle zeigte sie mit verweinten Augen. „Eurem Vater muss etwas zugestoßen sein. Er ist bis jetzt nicht heimge-

kommen und hat auch keine Nachricht hinterlassen. Zieht euch schnell an. Ich werde auf die Wachstube gehen und dort nachfragen.“ Nach einer Weile kehrte sie unverändert ratlos zurück. Von einem Unfall wüsste man dort nichts. Unterwegs hatte sie auch noch den Portier angerufen. Der bestätigte, dass Martin zur Arbeit erwartet werde und nicht, wie sie gehofft hatte, freigenommen habe.

Paul und Regina saßen auf der leeren Vaterseite am Bettrand. Die Mutter kramte im Nachtkästchen nach einer Schachtel mit Fotos. Eines in Farbe zeigte Martin mit einem Ehepaar und einer älteren Frau auf einer Holzveranda stehend, das braun gebrannte Gesicht ernst, die dunkelblonden Haare zurückgekämmt. „Schaut ihn euch an! So hat euer Papa ausgesehen.“ Sie weinte dabei, schickte die Kinder in ihr Zimmer zurück. Sie machte einige Handgriffe und erklärte, dass sie noch einmal wegginge. Nach einer Weile war wieder die Fahrt des Lifts zu vernehmen, das Drehen des Schlüssels. „Gott sei Dank“, rief Agnes erleichtert aus, „er ist am Leben.“

Sie hatte noch einmal von einer Telefonzelle aus in seinem Büro angerufen. Zu ihrer Überraschung war er selbst am Apparat gewesen. Er hatte ihr erklärt, er sei mit Kollegen am Abend fortgewesen, alle hätten etwas getrunken und keiner sich deshalb mehr getraut heimzufahren. So habe er bei einem Kollegen übernachtet. Er habe ohne Telefon keine Möglichkeit gehabt, sie zu verständigen. Sie solle sich beruhigen, zum Mittagessen komme er nach Hause.

Agnes und ihr Sohn sahen Martin im Bett schlafen. Er hatte den Handrücken an seinen Haaransatz gelegt. Nach und nach sank die Hand über die geschlossenen Lider nach unten, blieb an der Nase hängen, glitt langsam über die Lippen. War sie ihm schließlich kraftlos auf die Brust gefallen, hob er sie sogleich an die Stirn. Dann sackte sie von Neuem langsam über Nase und Mund und plumpste zur Herzgrube herab, ohne Unterlass.

Am Nachmittag glaubte die Mutter, im Flur etwas gehört zu haben, wollte aufstehen und sah, den Vorhangstoff beiseitelegend, den Vater schon mit Frau Martha im Türrahmen stehen. „Wie viel bekommen Sie jetzt noch dafür?“

„Das ist schon alles beglichen“, meinte der Vater, seitlich stehend, eine Hand in Kopfhöhe am Türstock abgewinkelt.

„Lass schauen, wie Du das mit den Vorhängen gemacht hast?“

Paul war eben noch mit seinen Freunden auf dem verwilderten Grundstück hinter dem Wohnblock, dem sogenannten „Lager“, dabei gewesen, Steine

aus dem Trümmerschutt eines im Krieg zerbombten Hauses zusammenzutragen, als er unter eines der Fenster hinlief, aus dem sich eine Gestalt beugte und winkte. „Was ist denn los?“

„Frag nicht so viel, komm sofort herauf!“, rief seine Mutter. Er blickte noch einmal auf die anderen, die unbeirrt weiter die Steine zu einem Unterstand aufschichteten, und ging enttäuscht nach oben. „Wir verlassen Aulitz wieder, es ist alles anders geworden, die Koffer sind bereits gepackt“, sagte Agnes. „In einer Stunde geht der Zug. Wo denn nur Ina bleibt? Ich habe sie doch längst gerufen.“ Die zögerlich zur Tür Hereinkommende musste sich gleichfalls waschen und sofort umziehen. „Wenn euer Papa nach Hause kommt, soll er uns hier nicht mehr antreffen. Heute ist eine fremde Frau gekommen und hat über ihn Dinge erzählt, die unser Bleiben hier unmöglich machen.“

Auf der Fahrt zweifelte sie am Sinn, nach Klarbach zurückzukehren. Die frühere Wohnung gab es für sie nicht mehr. Sie beschloss, unterwegs bei Herrn Seher auszusteigen, dem Bahnhofsvorstand und Freund Martins. Einmal hatten sie ihn im Krankenhaus besucht. Die Kinder sollten ihm zuliebe etwas vorsingen. Irgendeinen Schlager, den sie könnten. Regina war auf der Bettkante hin und her gerutscht, hatte schließlich den Refrain angestimmt: „*Marina, Marina, Marina* ...“. Er hatte es leise als „*Regina, Regina, Regina*“ mitgesungen und zusammen mit ihnen gelacht. Sie und Paul hatten später immer wieder nachgeahmt, wie er sich am Halterdreieck über dem Bett hochgereckt und dabei die Mundwinkel nach hinten gezogen hatte, sodass am Hals die Sehnenstränge überdeutlich hervortraten.

„Am Nachmittag habe ich die Wohnung geputzt. Staub gewischt, die Böden gekehrt und poliert. Zwischendurch gehe ich ans Fenster, um nach den Kindern zu schauen. Im Hof fährt ein Auto vor, das ich noch nie hier gesehen habe. Fremd sind mir auch die Leute, die aussteigen und im Hauseingang verschwinden, zwei Frauen und ein Mann. Schließlich kommt mir der Gedanke, ich sollte einmal nachschauen, ob die Wohnung wohl abgesperrt ist, und gehe in das Vorzimmer, als plötzlich aus dem Wohnzimmer eine Frau tritt. Auf meine Frage, was um Gotteswillen sie denn hier mache, und überhaupt, wie sie hier hereingekommen sei, erwidert sie ruhig, ich solle nicht erschrecken. Sie sei gekommen, mir zu sagen, dass mein Mann mit ihrer Schwester, einer Schneiderin, ein Verhältnis habe, das sich schon länger hinziehe. Ihre schwer herzleidende und außerdem an beiden Beinen gelähmte Mutter dulde diese Liebschaft mit einem

verheirateten Mann aber nicht und rege sich ständig fürchterlich auf, dass ihr das auf Dauer nicht zuzumuten sei. Immer wieder sei es zu unliebsamen Vorfällen gekommen. Um diese leidige Angelegenheit zu beenden, sei sie eben heute hierher zu ihr gefahren. Falls ich ihr aber nicht glauben wolle, sagt die Frau und zeigt mit der Hand ins Wohnzimmer, diese Vorhänge seien alle von ihrer Schwester eingesäumt worden. Und für den Fall, dass mir das noch nicht reiche, nennt sie mir Größe und Farbe des Schlafanzugs von Martin, zuletzt auch die Marke seiner Unterwäsche. Währenddessen stehe ich da und verberge mein Gesicht mit den Händen. Das sei ihr aber jetzt peinlich, sagt die Frau, das habe sie nicht gewollt. Sie ersuchte mich, Martin kein Wort davon zu erzählen, dass sie hier gewesen sei. Im Übrigen müsse sie jetzt gehen. Ihr Mann und ihre Schwester würden schon auf sie warten. Die zwei sind vermutlich draußen vor der Tür auf der Lauer gestanden, um jederzeit eingreifen zu können, falls ich irgendwelche Schwierigkeiten machen sollte.“

Herr Seher fragte betroffen, was sie nun tun wolle. „Ursprünglich“, erwiderte Agnes, „wollte ich nach Aulitz zurück. Dort aber lebt nur noch die Mutter Martins. Ich selbst habe keine Angehörigen mehr, weder Vater noch Mutter, noch Geschwister, nicht einmal nahe Verwandte. Ich bin völlig allein und habe nur meine Kinder. Wenn ich sie nicht hätte, wüsste ich nicht, was ich tun sollte. Sie sind mein einziger Halt.“

„Und gerade an sie“, sagte er, „müssen Sie jetzt auch denken. Deshalb wäre es am besten zurückzufahren. Tun Sie es den Kindern zuliebe! Vielleicht, ganz sicher sogar, renkt sich die Angelegenheit wieder ein. Sie werden sehen, wenn Sie es erst einmal überschlafen, sieht die Sache am Morgen wieder anders aus. Weiß Martin schon etwas davon?“

„Nein, zurzeit ist er noch auf Dienstreise, kommt aber heute heim“, sagte sie. „Dann müsst ihr euch beeilen“, empfahl Herr Seher, „denn mit dem späteren Zug, steigt ihr womöglich bei ihm zu.“ Er begleitete sie hinunter und versprach, Martin nichts von ihrem Besuch zu erzählen, wies den Schaffner halblaut an, er solle besonders auf die Frau mit den beiden blonden Kindern aufpassen.

Martin wunderte sich, dass Agnes um diese Zeit noch auf war. Sie erzählte ihm, was geschehen war, nicht aber, dass sie und die Kinder schon den Zug genommen hatten. „Kein Wort stimmt“, sagte Martin. Er werde dafür sorgen, dass alles richtiggestellt wird. „Du weißt doch, dass ich in der Nacht nie einen Pyjama anziehe, sondern immer nur ein altes Hemd.“

„Heute ist kurz wieder diese Frau da gewesen“, erzählte Agnes ihm Tage später, „sie hat sich für ihren Auftritt entschuldigt.“ Es tue ihr furchtbar leid, sie so aufgeregt zu haben. Über Martin habe sie nur deshalb schlecht geredet, weil sie in einer beruflichen Angelegenheit auf ihn wütend gewesen sei und sie es ihm habe heimzahlen wollen.

War man gedankenlos und nicht entschlossen genug, beförderte man den Bügel des Rollos nur noch tiefer und er lagerte sich im Fensterstock unten ab, ohne Spielraum für einen hochschießenden Rückprall. Das Rollo gleichsam an die Kandare nehmend, versuchte der Vater durch mehrmaliges Anreißen es aus dem unteren Ende aufzuscheuchen. Wenn es dann, ganz und gar herabgezogen, endgültig lahmgelegt war, musste nachgeholfen werden. Er öffnete das Doppelfenster, klappte seine Hälften auseinander und belebte mit einem direkten Eingriff den Ursprung.

In der Küche schrieb die Mutter die Tagesausgaben auf die leeren Seiten des aus dem Büro des Vaters mitgebrachten „Wirtschaftsbuchs“.

„Meine Mutter“, erzählte sie Paul, „stammte aus einem Findelhaus. Eine fremde Frau hatte sie dorthin gebracht. Sie wurde einer armen Familie im Burgenland zur Pflege übergeben und wuchs dort neben sechs anderen Kindern auf. Als sie sechzehn Jahre war, ging sie nach Wien und arbeitete als Dienstmädchen. Regelmäßig brachte sie die Schuhe ihrer Herrschaft zum Schuster. Als sie einmal dort ihre eigenen Schuhe abgegeben hatte und abholen wollte, weigerte sich der Schustergeselle, Geld dafür anzunehmen. ‚Für Sie, Fräulein Anni‘, sagte er, ‚sind die Schuhe umsonst.‘ ‚Das kommt gar nicht in Frage‘, meinte sie. Darauf verschränkte er seine Arme im Rücken. Sie aber steckte ihm das Geld kurzerhand in die Jackentasche, was ihn kränkte und traurig machte. Er glaubte, bei ihr keine Chance zu haben, und sprach kaum ein Wort mehr mit ihr. Dabei hatte er ihr doch auch sehr gefallen. Die freien Samstage verbrachte sie bei der Tante einer ihrer Freundinnen, die dort alle meist in Begleitung herausgeputzter Männer erschienen, richtige ‚Gigerln‘, wie man sagt. Die Freundinnen fragten sie, ob sie denn niemanden hätte, den sie mitbringen möchte. Sie verneinte, dachte bei sich allerdings, ich wüsste schon jemanden. Aber so ärmlich gekleidet, wie er es ist, kann ich mich unmöglich mit ihm dort sehen lassen. Sie überlegte und kaufte ihm von ihrem Ersparten einen Anzug, den ersten seines Lebens. Ich sehe es bildlich vor

mir, wie im Film. Das Fräulein Anna und der Herr Josef. Es gefiel ihr, mit ihm durch die Straßen Wiens zu schlendern, eine junge Dame, die von einem jungen Herrn in ein Café ausgeführt wurde, selbst wenn sie ihm das Geld dafür unter dem Tisch zusteckte und sich dann jedes Mal ärgerte, dass er kein Trinkgeld gab, sondern sich den Restbetrag auf den Groschen genau herauszählen ließ, obwohl sie ihm oft und oft das Gegenteil eingeschärft hatte. Genauso, wenn er bei einem Begräbnis sein Beileid ausdrücken sollte. Er war dabei so verlegen und hilflos, dass er den Angehörigen des Verstorbenen unwillkürlich anlächelte. Sie konnte ihn nicht davon abbringen. Gleich nach ihrer Heirat zogen sie nach Klarbach, wo sein Vater sich inzwischen angesiedelt und einen Hof gepachtet hatte. Sie erhielten dort ein Zimmer. Meine Mutter begriff bald, dass sie nicht viel mehr als Dienstboten waren. Zu Weihnachten lud der Schwiegervater alle Ortsgrößen, vom Pfarrer bis zum Bürgermeister, zu einer Festtafel ein, nur sie beide nicht. Sie weigerte sich, die Stallarbeit zu verrichten, und kehrte allein nach Wien zurück, zu ihrer Anstellung in einem großbürgerlichen Haushalt. Nach einem Jahr schrieb mein Vater ihr in einem ungewohnt bitterbösen Brief, sie solle sofort zurückkommen, andernfalls mache er mit ihr Schluss. Er versprach, sich um eine eigene Unterkunft zu kümmern. Sie nahmen sich eine Dachkammer in Klarbach, als einziges Kind wurde ich ihnen dort geboren. Nie hörte ich einen Streit zwischen meinen Eltern. Er fand Arbeit als Eisenbahner und wurde im Krieg nach Polen versetzt.

Als die deutschen Truppen die Ortschaften räumten, wurde er dazu bestimmt, allein mit zwei anderen, den Bahnhof, bei dem er Dienst hatte, gegen die heranstürmenden Russen zu verteidigen. Es war allen klar: ein Himmelfahrtskommando. In einem Brief, seinem letzten, hatte er noch geschrieben, dass die Lage völlig ruhig sei, und wir unbesorgt sein könnten. Am Ende, ganz ungewohnt, dankte er meiner Mutter für die Liebe und Fürsorge, die er in seiner Kindheit nie, erst durch sie erfahren hatte.“

Agnes überlegte, wo sie seine Briefe hingetan haben konnte. Paul starrte auf den oberen Winkel der Tür zum dunklen Vorzimmer. Sie fragte, ob die Wohnung abgesperrt sei. „Seither hat man nichts von ihm gehört“, fuhr sie fort. „Niemand konnte sagen, wie er gestorben war, nicht einmal, an welchem Tag, es gibt nur Vermutungen darüber. Zu der Zeit – ich weiß es noch genau, es war ein bitterkalter Jännerabend – wurden meine Mutter und ich auf dem Heimweg plötzlich auf einen blauen Schimmer in einem ihrer Fenster aufmerksam. Ob wir das Licht hatten brennen lassen?

Vorsichtig näherten wir uns dem Haus. Der Schimmer war verflogen, drang dafür aus einem anderen Fenster, jetzt zu einem Leuchten verstärkt, das nach weiteren Schritten verschwand und in der Dachluke wieder erschien. ‚Da ist jemand im Haus‘, sagte meine Mutter, ‚ein Einbrecher.‘ Wir getrauten uns nicht mehr weiter, sondern verständigten einen Nachbarn. Als er gemeinsam mit uns die Tür aufschloss, war das blaue Licht verschwunden. Nichts in der Wohnung fehlte, war verändert oder beschädigt.

Das muss jene Nacht gewesen sein, in der mein Vater sein Leben verloren hatte ... Bist Du Dir sicher, dass abgesperrt ist?“

Paul nahm seinen Blick vom Türwinkel. Wieder hatte er dort aus dem dunklen Vorzimmer ein Vorüberwischen wie von einem schwarzen Flügel gesehen.

„Ständig“, sagte sie, „hörten wir die Vermisstenmeldungen im Radio. Er war nie darunter. Jahre später noch glaubten Deine Großmutter und ich, eines Tages würde er wieder da sein, selbst, nachdem zwei Augenzeugen bestätigt hatten, dass er, gerade erst vom Weihnachtsurlaub an die Front zurückgekehrt, mit zwei anderen einem Himmelfahrtskommando zugeteilt worden sei. ‚Drei Mann vor!‘, habe es geheißt. ‚Wer hat zuletzt Heimurlaub gehabt? Den Bahnhof verteidigen bis zum Schluss!“

In der darauffolgenden Nacht sei die Ortschaft unter dem Feuer sowjetischer Geschütze gestanden.

Manchmal werde ich den Gedanken nicht los, er ist gar nicht gefallen, sondern damals gefangengenommen worden und lebt heute mit einer neuen Existenz irgendwo im Osten. Und dann geht er mir bis hierher nach und biegt, sichtbar gealtert, plötzlich um die Ecke und schreitet über den Hof. War jetzt etwas?“, fragte sie plötzlich und stand auf. „Es ist doch besser, ich sehe nach.“

Sie überzeugte sich von der verschlossenen Tür am Gangende. „Der Papa kommt heute sicher nicht nach Hause“, sagte sie, mehr zu sich, „er hat doch gesagt, dass seine Dienstreise bis morgen dauert, nicht wahr?“ Dennoch zog sie den Schlüssel innen ab.

Aus dem Wohnzimmer kam die Mutter mit einer weißen Schachtel zurück. „Das habe ich mir noch von meiner Mutter aufbewahrt.“ In Seidenpapier eingeschlagen, lag darin, am auslaufenden Ende mit einer kleinen weißen Masche zusammengebunden, ein dunkelbrauner, fast schwarzer Haarzopf, ineinander gewürgte Stränge, auf deren Oberfläche ein Anflug loser Fädchen, auf ewig besiegelt.

„Zwei Jahre nach dem Tod Deiner Großmutter“, sagte Agnes, „kamst Du, Paul, zur Welt, weitere zwei Jahre danach Du, Ina. Eine mehr zum Spaß aufgesuchte Wahrsagerin hatte mir einmal prophezeit, ich würde zwei blonde Kinder haben, einen Buben und ein Mädchen, und dann eine Reise nach Amerika unternehmen. Letzteres hat sich bis jetzt allerdings noch nicht bewahrheitet.“

Auf dem schwarzen Nierentisch lagen Illustrierte und Tageszeitungen, die der Vater in der Nacht mitgebracht hatte: „stern“, „Bunte“ „Kurier“, „Express“, aus den Worten der Eltern war herauszuhören, dass es halb zwölf gewesen war.

Am kommenden Abend wollte ihnen der Vater etwas zeigen. Er tat geheimnisvoll, stellte Gläser auf den Tisch, klemmte den Saum des Tisch-tuchs zwischen die Finger seiner beiden Hände. „Nicht ... , um Gotteswillen!“, beschwor ihn die Mutter ahnungsvoll. Er riss wie an Zügeln. Im nächsten Augenblick war die Tischplatte blank. Die Gläser darauf aber hatten sich keinen Millimeter gerührt. Ins Gesicht des Vaters war ein Lächeln gezaubert. „Na, was sagt ihr dazu?“

Wieder einmal zog Agnes den Schlüssel von innen ab, um Martin nicht auszusperren, wenn er um halb zehn Uhr abends von der Dienstreise zurückkehrte. Zu dritt hockten sie inmitten verteilter Polster auf dem Parkettboden. Agnes drehte am Knopf des Radios, ein Zirpen und Rauschen. Das Blinzeln der grünen Glaslinse verfolgend, zwirbelte sie mit den Fingern den Knopf, bis der Klang klar eingefädelt war. Leise sang sie die Worte der vertrauten Melodie des „Traummännleins“ mit: „Guten Abend, gut Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt ... Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.“

Später ging sie fast lautlos durch den Schlaf und sparte sich das Licht. Aus der Küche war von Zeit zu Zeit das Knurren eines Rollos zu hören.

Als es bereits Zeit war aufzustehen, saß Agnes im Sessel des Kinderzimmers und sah zur leise aufgesperrten Tür. Bevor sie etwas sagen konnte, kam Martin ihr zuvor: „John F. Kennedy ist erschossen worden.“ Über der Bergkette leuchtete das Morgenrot. Ihr Gespräch wurde friedlich.

Auf dem schwarzen Glas des Wohnzimmertisches waren die neuesten Ausgaben des „stern“ und der „Quick“ ausgelegt, darin verschwommen flüchtige Bilder von dem Attentat in Dallas. Wie Jackie Kennedy, die Gattin des Präsidenten, auf allen vieren über das blanke Heck des Autos klettert.

„Diese Steine hat man mir alle bei meiner Gallensteinoperation aus dem Bauch geholt.“ Agnes suchte in ihrer Handtasche nach einer kleinen Schachtel, die sie mit sich führte, und lüftete schwarzgrün-gescheckte, sommersprossige Knollen vom Kaliber eines Taubeneis.

Die Illustrierten brachten in großer Aufmachung Fotos und Sonderberichte von Kennedys Begräbnis. Die Witwe mit ihren beiden Kindern. Der Sohn salutierte so, als riebe er sich verschämt gegen die tiefe Sonneneinstrahlung das Auge.

Im Frühjahr erweiterte Agnes ihre Wege. Einer fremden Frau mit Büchern unter dem Arm folgte sie durch die Gassen, bis sie zu einer Bibliotheksstube gelangte, in der sie Paul sofort einschrieb. Sie besuchten eine Vogelausstellung, auf die sie ein Plakat aufmerksam gemacht hatte. Durch die Stadt folgten sie den Wegweisern mit der Aufschrift „Egger See“, die änderten aber ständig ihre Richtung, sodass sie stutzig wurde. Als sie einen Passanten danach fragte, lächelte er wissend: „Der See liegt sehr weit außerhalb der Stadt, ist nicht unter drei Stunden Fußmarsch zu erreichen ... für Kinder viel zu weit.“

Auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt gelangten sie zu einem weitläufigen, mit Büschen und Bäumen bepflanzten alten Friedhof. „Der ist sehr schön, ein richtiger Park. Wenn nicht in Klarbach, dann möchte ich hier einmal begraben werden“, sagte Agnes.

Nein, diesmal kommt er nicht mit dem Mitternachtszug, sondern erst am nächsten Tag zu Mittag. Das werde in Hinkunft öfter so sein, erklärte Martin.

„In der Gegend ... , da tut es mir neuerdings weh“, sagte Agnes und tastete unter den rechten Rippenbogen.

Immerfort kippte Pauline das offene Garagentor auf und nieder. Im Gegenspiel mit den Gewichten wippend, sah sie weder das Haustor weit aufschwingen noch Georg und Ringo um eine Ecke verschwinden, noch, dass sie von den anderen mit erschrockenen Augen angestarrt wurde. In den Knien wieder einknickend, wurde sie im nächsten Augenblick schon von einer Männerhand hart im Nacken gepackt, hochgerissen und geschüttelt und brachte, rot im Gesicht, vor dem dahergeschossenen, brüllenden Hausmeister kein Wort hervor.

Paul raufte im Hof und im „Lager“ hinter dem Haus, wurde in den Schwitzkasten genommen und nahm sich selbst andere vor. Das bedeutete:

Den Hals des Gegners mit dem Arm einklemmen und um einiges fester zusammenpressen und, wenn man dann fragte, ob er nicht endlich aufgeben wolle, und er nicht sofort mit einer Geste zustimmte, den Druck dann rundum weiter so verstärken, dass man vor dem Kraftüberschwung direkt selbst schon einknickte, dem Anderen die Zähne seines gequetschten Munds aber beißunfähig auf dem Unterarm auflagen und ihm nur noch Speichel entrann.

Regina lachte Paul ins Gesicht, weil seine Ohrflügel von der Sonne hellrot erleuchtet wären. Bis auf das Blut durchsichtig, stünden sie ihm vom kahlen Kopf weg.

Agnes machte sich richtig Sorgen, weil Paul, Ringe unter den Augen, so blass und durchsichtig aussah. In der Schule nannte ihn die Lehrerin ein Bleich- oder Milchgesicht. Der Vater einer Spielgefährtin suchte nach einem passenden Schimpfwort für ihn: „Du, Du“, sagte er, hochrot im Gesicht und rang nach Worten, „Du Tod, Du. Du siehst ja aus wie der leibhaftige Tod.“

Ein lauter Aufschrei – Agnes hatte sich bei der Küchenkreuz die Fingerkuppe abgeschnitten. Blut sickerte durch jeden neu angelegten Verband. „Das kommt von ihrer schlechten Blutgerinnung“, erklärte Martin am Abend. „Das war schon so, als sie sich die Zähne hat reißen lassen. Tagelang hat sie Schwierigkeiten gehabt, die Blutung zu stillen.“

„Damals habe ich sehr viel mitgemacht“, sagte sie. „Eines Nachts bin ich von einem heftigen dumpfen Schmerz im Kopf aufgewacht. Zuerst habe ich gedacht, ich müsste nur darüber schlafen, und dann verschwindet er wieder, aber weder in den nächsten Tagen noch in den nächsten Wochen hat er aufgehört. Tabletten, Umschläge, Salben – nichts hat geholfen. Mit Schädelweh bin ich aufgestanden, mit Schädelweh habe ich mich ins Bett gelegt. Ich bin schon ganz verzweifelt gewesen, auch weil ich nicht gewusst habe, woher es gekommen ist. Die Großmutter hat immer behauptet, schuld sei, dass ich unter der prallen Sonne im Garten gesessen sei und stundenlang gestrickt habe. Auch der Doktor Sonnwendter hat sich erst keinen Rat gewusst, dann auf dem Röntgenbild vereiterte Zahnwurzeln entdeckt und sie dafür verantwortlich gemacht. Jeden zweiten Tag habe ich zu ihm gehen müssen und mir zwei, drei Zähne auf einmal reißen lassen, ob gesund oder nicht, bis alle heraußen waren und ich dafür ein künstliches Gebiss bekommen habe. Nach einiger Zeit sind die Kopfschmerzen trotzdem wieder aufgetreten, wenn auch nicht mehr so stark,

und dann haben sie langsam aufgehört. Aber seither muss ich höllisch aufpassen, dass ich nirgends einen Luftzug abkriege und davon nicht wieder das fürchterliche Schädelreißen bekomme.“

Regina saß auf dem ins Vorzimmer gestellten Hocker, während Agnes ihr die Haare strahlte, und schrie auf, als die Kammzinken sich verfangen. Regina wandte unwillig mehrmals den Kopf. „Halt still, Deine Haare sind ganz ‚verritten‘.“

Agnes flocht die Haarsträhnen zu Zöpfen, schob Spangen links und rechts vom Mittelscheitel ins Haar, während Reginas Wangen feucht und ihre Mundwinkel trotzig nach unten gezogen blieben.

Am Haustor blitzte eine Bewegung auf und sprang auf die beiden Brüder über. In rascher Folge dumpfe Wetzgeräusche der Fußballen am Asphalt. Wie die anderen sah Paul zur Mauerecke, an der Klemens Vater, nur mit einer Badehose bekleidet, knapp hinter den beiden verschwunden war. „Hast Du gesehen“, sagte einer, „ihm fehlen ein paar Zehen.“

Ihre Blicke auf den Fersen, kehrte er aufrecht zurück und warf das Haustor weit auf. „Wieso sie ihm fehlen? In Sibirien abgefroren, während der Kriegsgefangenschaft, genauso ein Finger seiner Hand.“ Nach einer Weile zeigten sich Georg und Ringo wieder mit Schmährufen über Klemens Vater am anderen Ende des Hofes.

Einmal ging Paul mit in Klemens Wohnung. In der Vitrine eines Schranks standen Versehrten-Pokale seines Vaters, der ebenfalls anwesend war und ihn kurz grüßte. Mit seinem Sohn redete der Hausmeister in einem ruhigen, beinahe behutsamen Ton.

Klemens stand mit Paul bis zu den Hüften im See. Er habe einen Kurs für Rettungsschwimmer gemacht, erklärte er stolz. Bei einem Ertrinkenden müsse man aufpassen, dass er einen in seiner Todesangst nicht umklammere und mit sich in die Tiefe reiße. Daher müsse man ihn oft erst bewusstlos schlagen, um ihn mit einem Nackengriff ans Ufer schleppen zu können. „Am besten wohl mit der Schmetterhand, wie Old Shatterhand, gegen die Schläfe“, versetzte Paul.

„Wer soll das sein? Wie meinst Du das? Egal, einfach irgendwie, mit allen Mitteln und aller Kraft“, sagte Klemens, umfasste ihn gleichzeitig von hinten, zog ihn hinunter. Paul schluckte Wasser, wollte hoch, aber Klemens drückte ihn nieder und schlug wild auf ihn ein. Paul schnappte nach Luft, kam nicht frei, wurde erneut in das Wasser gezogen. Wieder und wieder tauchte Klemens mit ihm unter. Mit letzter Kraft sprengte

Paul ihn doch von sich weg und konnte nur mehr hervordrücken: „Willst Du mich umbringen, Du Idiot?“

Agnes berichtete: Beim Putzen der Vespa haben sich in einiger Entfernung zwei Frauen unterhalten. Sie habe sie tuscheln gehört: „Die Frau dort drüben muss den Motorroller putzen, und mit den anderen fährt er herum.“

Etwas pickte scharf an das Fensterglas. Unterhalb des Fensters, das Agnes öffnete, prallte ein weiteres Steinchen von der Mauer zurück in die Tiefe, wo Martin stand und ihr zurief, dass sie sich anziehen solle, der Film fange an.

Die Kinder hörten die Stimmen ihrer Eltern im Vorzimmer. Gedämpft unterhielten sie sich. Wie Lawrence von Arabien einen seiner kleinen arabischen Diener vor dem sicheren Tod im Treibsand rettet, aber später, als seinetwegen die wahnwitzige Unternehmung endgültig zu scheitern droht, ihn ohne langes Zögern mit der Pistole hinrichtet ... Hat er wirklich nicht etwas anderes tun können? Ob er dazu auch imstande wäre? Martin zögerte: „Wenn es die Umstände verlangten, wahrscheinlich schon ...“ Agnes flüsterte, sie könnte das nie ...

Regina und Paul lagen wach und horchten auf die Stimmen, die sich zuerst erregten und dann wieder besänftigten, schließlich zu einem einschläfernden Gemurmel wurden. Unterhielten sie sich immer noch über den Film? Plötzlich das lang gezogene Rucken eines Tisches, wie ein stark beschleunigender Motor, danach wieder leises Stimmengewirr und das beruhigende Auf- und Zuklappen der Brotlade, ein friedliches Einlenken.

Von den vielen neuen Mietern, die plaudernd im Hof zusammenstanden, wenn etwa Kohlen abgeladen wurden, war die freundliche Frau mit der dunkelgelben Gesichtsfarbe gestorben, erzählte Agnes. „So wie sie hat auch meine eigene Mutter kurz vor ihrem Tod ausgesehen“, sagte sie bedrückt.

„Geht Zähne putzen!“, sagte der Vater und betonte, wie wichtig es wäre, eigene Zähne zu haben. Er wisse, was das heißt. Als Kind habe ihn ein in einem Schneeball versteckter Stein alle Vorderzähne ausgeschlagen. Mit blutig zerfetztem Kiefer war er nach Hause gekommen. Und sie sollten nur einmal die Mutter fragen, die mit einem künstlichen Gebiss auskommen müsse, welche Schwierigkeiten damit verbunden seien.

Selbst in der Nacht besprachen die Eltern die Zahnpflege, aufgeregt, ohne sich darüber einig zu werden. Regina wälzte den Kopf von einer Seite

des Polsters auf die andere. Der Vater beteuerte kaum hörbar, dass die unbekannte Zahnbürste, die er heimgebracht habe, von ihm unterwegs auf einem Bahnhof gekauft und keineswegs schon öfters benützt worden war, wie das die Mutter behauptete. Das sehe man doch gleich. Ein plötzlich hörbares Schrammen von Sessel und Tisch. Regina hielt inne. Wieso schwieg die Mutter nicht? Warum wollte sie immer das letzte Wort haben? Sie hatten sich offenbar wieder beruhigt, als auf einmal in der Küche ein Tumult losbrach, in dem sich alles zu überstürzen schien, ein Poltern, als würde alles kurz und klein geschlagen. Paul dachte sofort an die Worte des Vaters: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“ Schon wollte er aufspringen und hinauslaufen, als der Zimmerbub von nebenan. Im Bett halb aufgerichtet, sagte Regina: „Ich halte das nicht mehr aus.“

Beim Weihwasserbecken wartete seine Schwester auf ihn, hinter ihrer betont ernsten Miene lauerte jenes Lachen, zu dem sie ihn vor den hier Versammelten reizen wollte. Die Augen krampfhaft auf den roten Läufer geheftet, strebte Paul am Gestühl vorbei, spürte plötzlich ein Zupfen am Ärmel, als bekittelte jemand, dass er nicht nur seinen Blick vernachlässigt hätte, sondern auch seine Kleidung, und es für ihn deshalb kein Durchkommen gäbe. Eine fremde Hand griff nach ihm und drückte ihn in die Kirchenbank hinein, in eine Aufstellung mit den Erwachsenen. Sogleich stand Regina vor dem Eingang der Reihe und wollte ebenfalls an seine Seite. Eine ältere Frau im schwarzen Pelzmantel nickte lächelnd auf sie herab. Gemeinsam verfolgten sie scheinbar interessiert das Geschehen im Altarraum. Als der Segen ausgeteilt, mit einem Kreuzzeichen bekräftigt worden war, trat Paul aus der Bank, ließ sich von der Menge forttragen, um so der Frau abhandeln zu kommen. Im Menschenstau vor dem Kirchenportal zur Seite blickend, versicherte er sich Reginas Nähe. Kaum hinausgeschleust, hörte er die Frau schon rufen, sie sollten nicht davonlaufen. Auf ihr Geheiß warteten sie vor der Tür einer Konditorei. Dann gab sie ihnen eine Tafel Schokolade mit auf den Weg.

Agnes saß auf dem dreibeinigen Hocker, drehte ihre Haare ein, band sich ein Kopftuch um, heute Abend würde der Vater bestimmt nicht mehr kommen. Es wäre schon sehr notwendig, sich die Haare wieder einmal machen zu lassen, sagte sie, eine Ewigkeit sei sie schon nicht mehr beim Friseur gewesen. Sie zupfte an einer Haarsträhne. Von der Dauerwelle sei nichts mehr zu bemerken.

Beim Wäscheaufhängen im Hof hatte sie die Frauen davon reden hören, dass es gleich hinter der Grenze, in Jugoslawien, einen billigen Friseur gebe. Martin sagte, dass er auch davon erfahren habe. Es reizte sie sehr, sagte Agnes, einmal sich selbst davon zu überzeugen.

Im Morgengrauen ging sie zum Zug. Am Abend schloss sie die Tür auf, als beinahe Wildfremde, mit kurzem, sehr stark gekraustem Haar, das wie betäubt aussah, eine Frisur gleichsam aus einem Guss, als säße auf ihrem Kopf das lockige Fell einer Persianerklau. „Eine gewaltige Fabrik“, erzählte sie vollkommen erschöpft, „trübte die Luft von Zelesniki und gab seinen Häusern einen schmutzig rötlichen Anstrich.“ Sie hatte sich erst mühsam zu dem Friseur durchfragen müssen. Die lange Prozedur hatte ihr sehr zugesetzt, zuerst das Warten, bis sie drangenommen wurde, dann wieder, bis eine Trockenhaube frei war und am Bahnhof der Zug kam, mit dem sie endlich zurückfahren konnte. Das einzig Gute: Wenigstens brauche sie jetzt die nächsten drei Monate nicht wieder zum Friseur und den Vater um Geld dafür anbetteln.

Über einen Gummiball stülpte Agnes zur Hälfte einen runden Strumpfteil und befestigte daran mit Nadelstichen unzählige schwarze Bastfransen. Sie prüfte, ob es schon dicht genug für die Perücke eines Indianers sei, stickte noch weitere Baststrähnen hinein. Paul sollte zu dem von ihr angefertigten Winnetou-Kostüm aus Jute schließlich auch schulterlanges schwarzes Indianerhaar tragen können. Schmerzen erschwerten ihr die Arbeit am Skalp. Sie wurzelten unter dem Auge und strahlten in den ganzen Kopf aus. Vielleicht hatte sie sich beim Haarwaschen verkühlt. Die Schmerzen waren so stark wie schon lange nicht mehr. Wie damals in Klarbach. Vielleicht war das Klima hier daran schuld. Oder dass sie den Frühlingwind nicht vertrug.

Die Mutter kaufte sich ein Kopftuch, wie sie es an anderen Frauen gesehen, dafür aber bisher kein Geld auszugeben gewagt hatte, schwarz, mit roten Blümchen, im Nacken zu verknoten, in den das dritte Ende als Fähnchen herabhing. Zuerst noch unschlüssig, ob sie die Pappversteifung aus der Stirnpartie entfernen sollte, band sie das geschmeidige Tuch um ihre Haare, verließ das Haus nie ohne die Schmerzenstracht. Sogar in der Wohnung nahm sie es nicht mehr ab. „Die Kopfhaut ist jetzt überempfindlich davon geworden“, seufzte sie. Die geringste Berührung tat ihr bis unter die Haarwurzeln weh. Sie wollte das Kopftuch künftig häufiger ablegen.

An einem Sonntagmorgen eilte Paul zur Apotheke, die sie ihm genannt hatte. Von der verschlossenen Tür musste er aber weiter durch die mit trockenen Kastanienblättern geschuppte Straße über eine Eisenbahnbrücke in den nächsten Stadtteil pilgern. „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort. So wird meine Seele gesund“, murmelte er vor den zahlreichen Menschen, die von der Kirche kamen und bereits die Hostien verdauten, unter ihnen vielleicht auch die Frau mit der Persianerklau, während die Mutter schon ungeduldig auf ihre Tabletten wartete.

Sie nahm eine ganze, teilte eine zweite an der Rille zwischen den Fingern. Im Bett des Kinderzimmers, eine Hand auf die Stirn gelegt, sagte sie: „Vielleicht habe ich einen Kopftumor?“

„Aber nein“, beschwichtigte Paul sie. „Es wird, wie Du gesagt hast, einfach eine starke Migräne sein.“ Nichts Ernstes jedenfalls, würde sonst der Vater wegfahren, um der Großmutter eine neue Küche zu zimmern, an diesem wie auch noch an den nächsten Wochenenden?

„Ich halte diese Schmerzen nicht mehr aus.“ Agnes schrieb den Namen eines Medikaments auf einen Zettel. In der Nachtluft schienen Flockenheere von den Lichtpolen der Straßenlaternen auszuschwärmen. Auf den Stufen der Apotheke wartete Paul, bis die weißärmelige Hand Schachtel und Wechselgeld durch das Scherengitter streckte. Der Vater würde diesmal nicht am Abend, sondern erst morgen Mittag nach Hause kommen, er suchte noch seinen alten Friseur auf. Der Schneefall hatte immer noch nicht aufgehört.

Man hatte der Mutter mitgeteilt, es könnte vielleicht doch etwas anderes sein als eine Migräne. Sie hielt einen riesigen Papierumschlag in den Händen. „Zeig her!“ Der Vater nahm ihr das herausgezogene graue Blatt ab und hielt die steife Plache gegen das mit gepunkteten Gardinen bespannte Fenster, sichtbar wurde ein milchgesichtiger Schädel, genauso einen hatte Paul in seinen Umrissen, noch in Klarbach, mit einem spitzen Stein auf Bretterzäunen eingeritzt.

Als ihn die Mutter einmal aufgefordert hatte, eine Zeichnung anzufertigen, die sie ihrem Brief an seinen Vater als Gruß von ihm beilegen könne, hatte er eingewendet, er wisse nicht, was. Aber sie ermunterte ihn weiter dazu: „Irgendetwas, einfach, was Du gut kannst.“ Zuerst hatte er das Blatt Papier mit der Hand noch abgeschirmt, dann auf ihr Drängen, er brauche sich dafür doch nicht zu schämen, ihr seine Zeichnung ausgehändigt: einen

Totenschädel, mit zwei dahinter gekreuzten Knochen. Auf ihren entrüsteten Ausruf, was das denn soll, sagte er: „Das bist Du!“ Sie war damals zusammengezuckt und hatte sich stumm auf die Seite gedreht.

Agnes zeigte nun auf einen erhellten Speil unter einer Augenmulde, neben dem Nasendreieck, der Rest einer Zahnwurzel, die, so glaubte der Arzt, beim Reißen der Zähne damals sicher übersehen worden sei. Der Splitter sei weiter in die Kieferhöhle gewandert, habe sich dort verkapselt und verursache die großen Schmerzen.

Wenn die Mutter mit dem Vater die Wohnung verließ, um zusammen ins Kino zu gehen, merkte Paul sich den letzten Laut des letzten Worts, das er von ihr noch aufschnappte. Reginas Kopf ging in webenden Bewegungen von einer Seite des Polsters auf die andere.

Verhaltene Stimmen, wenn die Eltern vom Kino heimkehrten, leise die Tür aufsperrten. Der Vater war der Auffassung, dass der Bandenchef auf dem Weg zum elektrischen Stuhl die Todesangst nur vorgetäuscht habe, um die jungen Kumpane abzuschrecken und sie vor seinem Schicksal zu bewahren. In Kriminalfilmen, so laute das Moralgesetz, muss das Gute siegen. „Ich habe noch keinen einzigen Film gesehen, in dem der Verbrecher davonkommt.“

„Es zwickt mich schon wieder“, meinte Agnes nach dem Mittagessen, „hoffentlich wird es nicht ärger.“

Paul hörte, wie sie durch die nächtliche Wohnung kreuzte. Sie machte in der Küche Station. Das kurze Rangieren des Rollos, das angestrengte Schauen, das dann mit einem Ziehen an der Schnur aussetzte. Hatte sie die Wohnung verlassen, sah Paul ihr aus dem Fenster nach, zu den Gleisanlagen, auf denen zwischen Pappeln und Lagerhäusern die Lichter einrollender Züge vorweg den Schimmer der Schienenstränge verstärkten und den Starrblick lösten. Wahrscheinlich ging sie auf dem Bahnsteig auf und ab. Sie kam allein zurück.

Mit dem anderen Zug könnte er kommen, raunte sie, als sie bemerkte, dass Paul wach war, und ging noch einmal zum Bahnhof weg.

Im Bett wieder, hörte Paul, dass sich die Lifttür auf ihrer Stockebene weitete. Vor der Wohnung wurden zwei Stimmen laut, wie nach einem Kinobesuch. Sie hatten sich gefunden. Aus der Küche nebenan kamen eine Zeit lang ruhige Stimmen.

„Du bist nie zu Hause, die ganze Zeit nur unterwegs“, stellte Agnes einmal fest, „ein richtiger Strolch.“ Das Gesicht des Vaters spannte sich,

seine Lippen wurden scharf wie ein Rasiermesser, er stieß den Tisch von sich. „Du hast mich gerade als eine Art Verbrecher bezeichnet. Das lasse ich mir nicht bieten!“ Er zog das Wohnzimmer vor, um darin hin und her zu gehen, setzte sich auf die Bank, sprang gleich wieder auf, eilte in das Vorzimmer, um von dort unter dem verstörten Geleit der Mutter, in Mantel und Schuhen das Weite zu suchen: „Was habe ich denn gesagt? Ich wollte Dich sicher nicht beleidigen. Für mich war es eher scherzhaft. Wollte damit ausdrücken, dass Du so viel unterwegs bist, eben herumstolchst. Wo gehst denn Du schon wieder hin?“ Sie stellte sich vor die Wohnungstür. „Du musst wissen, was Du sagst“, versetzte er. „„Bitte, bleib da!“, bettelte sie, und ihre Hände stemmten sich dabei gegen seine Brust, während ihr Gesäß die Tür zuhielt. „Lass mich hinaus!“, schrie er scharf. „Martin, hör auf, geh nicht weg! Was habe ich Dir bloß getan?“ Statt einer Antwort riss er, die Lippen aufeinandergepresst, die Tür gegen sie auf. Er jagte hinaus hinaus wie Klemens Vater beim Haustor, wenn ihm etwas an den Hofkindern nicht passte. In die Ecke geschoben, wurde sie hinter der wieder zurückweichenden Tür am Boden kauern sichtbar. Die Angst, er könnte nicht wieder heimkommen, ließ sie im Weinen stocken. Mehrmals hatte er schon vom Auswandern gesprochen, nach Kanada oder Australien, wo seine Cousins seit Jahren leben. „Glaubt ihr, er kommt wohl wieder?“, fragte sie verstört ihre Kinder.

Mit dem Zug fuhr die ganze Familie hinter die Grenze. Auf dem italienischen Markt, von dem er ihnen vorgeschwärmt hatte, war aber kein Mantel für sie zu finden. Sie traten von den Ständen wieder auf die Straße. „Gehen wir in eines der Geschäfte“, sagte Martin. Agnes zögerte, „Es wird dort zu teuer sein.“

„Schauen wir einmal“, meinte er. Ein grauer Mantel stand ihr gut. „Sogar ausgezeichnet“, sagte er anerkennend. Als der Preis genannt wurde, schwiegen sie. Martin, der inzwischen auf einem Sessel Platz genommen hatte, dachte nach. Regina und Paul betrachteten den Mantel an ihrer Mutter, die ihn schon wieder aufzuknöpfen begann. „Warte!“, sagte Martin. „Nein, der ist doch viel zu teuer“, flüsterte sie ihm zu.

„Nimm ihn!“

Agnes sagte: „Den verdiene ich doch gar nicht.“ Martin stand auf und stellte sich zur Kassa. „Du musst ihn aber schon anziehen auch“, erwiderte er, „nicht, dass er dann im Kasten verstaubt.“

„Für jeden Tag ist er mir zu schade“, sagte sie, und nach einer Weile, während sie die Straße hinaufgehen: „Ich kann es nicht glauben, dass ich einen so schönen Mantel haben soll. Ich muss sofort daran denken, dass ich vielleicht gar nicht mehr lange lebe ...“

Am Sonntag kniete Paul im Bett auf der wollenen Unterwäsche wie im Hof oder im „Lager“ hinter dem Haus auf der Brust eines Schwächeren, der sich mit ihm angelegt hatte. Überempfindlich gegen die hundert Spitzen und Stacheln, mit denen Unterhosen und Leibchen gefüttert schienen, wenn er sie anzog, versuchte er sie weiczukriegen, weiter und weiter, windelweich. Knetend und wankend machte er sie sich mürbe.

Selbst die eigenen Haare waren nicht auszuhalten, wenn sie geschnitten über Nacken, Brust und Rücken fielen. Kaum dass er sich rührte, und wenn, dann ungelent und steif, um die Haarstreu, die sich zwischen Haut und Hemd eingenistet hatte, nicht anzustacheln.

Die Eltern zogen sich zum Kinobesuch an. Wenn die Mutter mit dem Vater die Wohnung verließ, achtete Paul darauf, nicht zu versäumen, welcher Laut als letzter über ihre Lippen gekommen war, und prägte ihn sich ein.

Der Vater wollte sie fotografieren, Agnes im Sessel, Regina und Paul daneben. Sie sollten lachen, forderte er sie auf. Agnes blieb ernst. Sie wolle nicht einen falschen Eindruck erzeugen und das Bild einer unbeschwerten Familie abgeben.

Welcher war es diesmal? Seine Lippen formten unhörbar den letzten bewahrten Laut der Mutter, mit ihm den Anfang einzelner Wörter. Und sprach sie noch ein Wort, bevor die Tür hinter ihr abgeschlossen war, sagte er sich den allerletzten Ton so langsam und oft vor, dass er über den Schlaf hinaus in Erinnerung bleiben würde. In Zukunft hätte er ein Nachschwingen von ihr, das er jederzeit in sich abrufen könnte – seinen Leibklang. Mit ihm auf den Lippen könnte er die Mutter heraufbeschwören, wenn es sie nicht mehr geben sollte.

Am Morgen, als die Mutter durch die Tür auftauchte, trug sie ihnen von sich aus einen bestimmten Ton an, vorsichtig Schritt für Schritt, und falls sie schlecht gehört hätten, wieder und wieder, mit leisem Ingrimme zwischen Gaumen und Nase: „Ich habe eine Kolik“, sagte sie. „Es sind die gleichen starken Bauchschmerzen, wie ich sie schon einmal vor zehn Jahren gehabt habe, vor meiner Gallensteinoperation.“

Am Vormittag begann Agnes ihren Bauch zu massieren. Jedes Ausatmen zog einen kläglichen Laut aus der Kehle. Sie wanderte eine Weile von

einem Zimmer zum nächsten. Sie legte sich schließlich ins Bett. Sie verlangte, dass sie jemanden um Hilfe holten. „Wen?“, fragte Paul. Die Mutter kannte keinen aus dem Haus näher. „Irgendjemanden!“, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen schnaufend. Paul überlegte mit Regina, bei wem sie läuten sollten. Sie einigten sich auf die Nachbarin einen Stock höher, die sie einmal freundlich begrüßt und einen Satz an sie gerichtet hatte. Sie führten sie zur Mutter ins Schlafzimmer. Bald nachdem sie gegangen war, kam sie mit einem Teller heißer Suppe wieder.

Der Hausarzt, schnauzbärtig, mit Stirnglatze, klappte im Wohnzimmer seine braune Ledertasche mit den Stahlbügeln auf. „Womit haben Sie denn gesündigt?“, fragte er Agnes leichthin, während er die Spritze aufzog. Er forderte Regina und Paul auf, kurz hinauszugehen. Agnes erklärte ihnen beiden dann, sie müsse ins Krankenhaus, der Arzt werde ihr eine Überweisung schreiben.

Die Großmutter saß am Bettrand mit zum Hinterkopf erhobenen Händen, deren eine vor und zurück kreiste, um den zusammengepressten Lippen eine der eingeklemmten Haarnadeln zu entnehmen und mit ihr den zu einer sogenannten Banane gewundenen Haarschopf zu befestigen. „Ich habe etwas geträumt, aber ich weiß nicht, was“, sagte Paul. „Nach dem Aufwachen darf man sich nicht an die Haare greifen“, erklärte die Großmutter, „sonst vergisst man seine Träume.“

Keine Wolke war am Himmel. Die Kälte hatte im Freien an jedem Gegenstand Reif gezüchtet. Die Bäume schienen ganz aus Schnee zu sein. Weiße Späne rieselten herab, flitterten in der klaren Luft wie ausgesät. Bevor sich die Straße auf Felder öffnete, bogen sie in eine Seitengasse, die hinter das besagte Haus führte. Frau Groß begrüßte sie. Martha kam über eine Treppe aus dem ersten Stock herab. Warum der Vater nicht mitgekommen sei? „Er ist seit gestern dienstlich unterwegs“, sagte die Großmutter, „Genaues weiß ich nicht. Vielleicht taucht er sogar im Laufe des Nachmittags noch auf.“ Die tief stehende Sonne machte Regina die Haarfäden, die den Zöpfen und Spangen entwichen waren, gleißend abspenstig. Als Paul ihr bedeutete, dass sie kein Gesicht schneiden soll, gab sie kichernd zu verstehen, dass ihm gerade, vom Sonnenlicht hellrot durchströmt, überdeutlich die Ohrflügel abständen. Um wohl noch Schamesröte hineinzutreiben, öffnete sie lautlos den Mund. Weshalb sie eigentlich lachte, fragte Martha verärgert. Regina antwortete nicht, sah mit gespielter Ernst umher. Sobald sie sich unbeobachtet glaubte, druckste sie an

ihrem Lachen, umso mehr, als das Telefon läutete. „Vielleicht ist es der Vater“, sagte die Großmutter. Martha wusste offenbar nicht gleich, wer der Anrufer war, sagte dann aber „Aha!“ und gab mit leiser Stimme dem anderen zu verstehen, dass sie drei gerade auf Besuch wären. Sie meinte, sie wisse schon, wie sie dorthin komme. Eine Verabredung hinter vorgehaltener Hand? Sollten sie sich mit der Großmutter nun verabschieden?

Martha legte auf. Das Krankenhaus habe soeben angerufen, sagte sie. Der Mutter von Regina und Paul gehe es sehr schlecht. Sie sollten sofort zu ihr kommen. Sie möchte sie noch einmal sehen. An der Garderobe, an der ein schwarzen Persianer hing, suchten sie Zuflucht in Mantel und Schuhen. Martha glaubte aber, dass sie gerne mitkommen möchte. Die Mutter habe nach dem Essen eine Spritze bekommen, erzählte sie. Die Großmutter war überzeugt, dass sie etwas Falsches gegessen habe. Martha glaubte aber, dass angeblich eine Spritze an ihrem Zustand schuld sei.

Schwach brach die Sonne durch das Geäst. „Die Kinder dürfen aber nicht hinein“, bestimmte der Portier. Sie würden sich für die Dauer des Besuchs im Hof aufhalten, versicherten Martha und die Großmutter.

Mit Regina ging Paul dann dort auf und ab, ein Gefühl im Bauch wie beim Überqueren des Bahnübergangs in Peckach, wenn das Auto nach der Kuppe niederschwang, als würde es in die Tiefe stürzen. Er sah jedem, der mit einem Schlafrock auftauchte, forschend ins Gesicht. Mit ihrem so schlechten Befinden konnte sie überall verborgen sein.

Vor dem Eingang zu ihrer Abteilung winkten Martha und die Großmutter sie beide zu sich. „Nummer 11“, wiederholte Martha. Sie gingen die weißen Türen des ersten Stocks entlang. „Hier ist es“, sagte Paul. Vor dem Fenster, bleich, den Mund ganz verkiffen, lag die Gestalt der Mutter, an ihrer Seite hatte hilfreich bereits eine ältere Frau Platz genommen. Wenigstens war sie nicht ganz allein, stellte Paul fest. Sie neigte ihren Blick langsam, wie abwesend zu ihnen, als sie nacheinander eintraten. Die letzten Weihnachten haben sie noch mit ihr gemeinsam verbracht, dachte Paul beklommen. Wenn sie überlebte, würde er sie im Heim immer besuchen, versprach er im Stillen. Die Fremde aber hatte jegliches Interesse an ihm verloren, schaute über ein leeres Bett hinweg abwesend auf jenes, das gleich beim Eingang stand, und zu dem jetzt die anderen hingesteuert waren. Darin, schmal und blass, mit einem Ausdruck flehentlicher Ungeduld, wartete seine Mutter darauf, dass er endlich zu ihr hinsah. Ihre Augen schwammen in Tränen.

Arnulf Ploder, geb. 1955 in Graz.

Lebt seit 1963 in Kärnten.

Lehramtsstudium an der Universität Klagenfurt (Deutsche Philologie, Philosophie, Pädagogik und Psychologie).

1980–2019 Gymnasiallehrer, Mitglied der Grazer Autorinnen Autorenversammlung und der IG Autorinnen Autoren.

Verfasser von Erzählungen, Gedichten, Bühnenwerken.

2010 Uraufführung des Stücks „Gegenliebe“ (neuebuehne Villach).

1986 wurden ihm beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb das Ernst-Willner-Stipendium, 1988 der Literaturförderungspreis des Landes Kärnten, 2019 der 1. Preis beim Lyrikwettbewerb der Klagenfurter Stadtwerke zuerkannt.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien